Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Redaction, Druck und Verlag von R. Graßmann, Stettin, Kirchplatz Nr. 3.

Stettiner Zeitung.

Abend-Ausgabe. Montag, den 4. November 1878. **Nr. 516.**

Deutschland.

Berlin, den 3. November. Man schreibt dem D. M.-B.: Selten ist eine derartig bemerkenswerthe und so vieles Aufsehen erregende Ministerreise unternommen worden, wie die soeben beendete Reise des russischen Finanzministers, General-Adjutanten Greig, nach Berlin und Paris. Sie ist vielleicht für das russische Reich von größerer Wichtigkeit und Bedeutung gewesen, als die einstmalige Reise des Grafen Schuwaloff kurz vor dem Berliner Kongresse. Indessen konnte sich Graf Schuwaloff seiner Zeit mit Recht rühmen, das Zustandekommen des Berliner Friedens durch seine Reise bedeutend gefördert zu haben, während das Aufbringen einer auswärtigen Anleihe dem General-Adjutanten Greig vor der Hand nicht gelungen ist.

Die Unterhandlungen des Ministers mit den Pariser Financiers haben zu keinem positiven Resultat geführt.

Auf seiner Rückreise von Paris nach Petersburg verweilte der Finanzminister den gestrigen Tag in Berlin und dieser Sonnabend war denn auch ein sehr bewegter für die Berliner finanziellen Kreise. Gar viele sehnten sich nach dem Hotel Royal, wo die russische hohe Excellenz Wohnung genommen hatte, doch ist nur sehr wenigen Glücklichen die Ehre des Empfangs zu Theil geworden. Dagegen stattete der Minister den Herren von Bleichröder, Warschauer und Mendelssohn persönlich Besuch ab.

Herr Greig nahm während seines hiesigen Aufenthalts Veranlassung, zu erklären, es sei gar nicht seine Absicht gewesen, in Paris eine Anleihe abzuschließen, vielmehr wollte er sich blos über die Stimmung der europäischen Financiers bezüglich der russischen Finanzen informiren, sowie überhaupt die verschiedenen Vorschläge für eine Anleihe entgegennehmen, — aber auch nicht mehr. Uns dünkt aber, als verhielte sich die Sache etwas anders, denn wäre die einzige Absicht des Ministers gewesen, sich genau zu informiren, so wüßten wir nicht, warum er die Gesuche bedeutender hiesiger Bankhäuser, welche um Gewährung einer Audienz baten, entweder gar nicht beantwortet, oder abschlägig beschieden hatte. Unter Anderem hören wir, daß auch dem hiesigen Bankhause Goldberger und Co. die nachgesuchte Audienz nicht bewilligt wurde. Man pflegt doch sonst nicht derartig zu verfahren, wenn man „auf Informationen" geht. . . .

Der richtige Sachverhalt ist folgender. Der russische Finanzminister war „gern bereit", in Paris eine auswärtige Anleihe, auch unter harten Bedingungen, abzuschließen. Die Bedingungen der Pariser Bankiers waren aber doch zu hart, als daß man sofort auf dieselben hätte eingehen können. Es wurde daher beschlossen, daß sich Herr Greig zurück nach Petersburg zu begeben habe, um dort die Sache reiflich zu überlegen und zu prüfen, ob nicht durch eine andere Maßregel, als eine auswärtige Anleihe, den russischen Finanzen zu helfen wäre. Läßt sich ein derartiges anderes Mittel nicht auftreiben, so wird eine auswärtige Anleihe auf Grund der von den Bankiers gemachten Vorschläge abgeschlossen. Diese Frage wird spätestens Mitte Dezember entschieden werden, d. h. zur Zeit der Fertigstellung des Etats für 1879.

In den Petersburger offiziellen und finanziellen Kreisen theilt man indeß die Befürchtung, daß die Reise des Finanzministers Greig ein noch stärkeres Herabsinken der russischen Valuta zur Folge haben könnte und man sieht dort, wie wir erfahren, einer sehr ungünstigen, wenn nicht nachgerade traurigen Finanzkampagne entgegen.

— Man erwartet den Zusammentritt des preußischen Landtages gegen die Mitte der dritten Novemberwoche. Die Session verspricht wiederum bis gegen den Februar zu dauern. Außer einer größeren Zahl von Justizvorlagen — zur abschließenden Vorbereitung der neuen Organisation — werden die Kulturkampf-Debatten in anscheinend unverminderter Stärke einen Hauptbestandtheil der Verhandlungen ausmachen. Ja, man erwartet vom Centrum ganz besondere Anstrengungen, da den Führern daran gelegen sein muß, bei ihrer gläubigen Masse den unverkennbaren Eindruck zu verwischen, den der im Reichstage erhobene Vorwurf des inneren Zwiespalts zwischen Rom und der Fraktion im Lande gemacht hat.

Durch die in Aussicht stehenden Eisenbahnvorlagen des Herrn Maybach wird dann auch die Frage der Reichs-Eisenbahnen und generell das Staatsbahnsystem wieder in die Debatte gebracht. Ebenso werden die im vorigen Jahre schon vom Fürsten Bismarck im preußischen Abgeordnetenhause herangezogenen Differentialtarife unausbleiblich wiederkehren. Da ist denn eine lange Session selbstverständlich.

— In seinem Antwortschreiben an den Abg. Freiherrn v. Varnbüler betont der Reichskanzler, daß die Vorarbeiten zu der Revision des Zolltarifs bereits begonnen haben. Man erfährt jetzt, daß diese im Reichskanzleramte vorbereiteten Arbeiten sich beziehen auf Einführung von Finanzzöllen einschließlich der Wiedereinführung der Eisenzölle, sowie auf Erhöhung des Weinzolles und anderer Zölle, durch welche auf die auswärtigen Staaten bei Abschluß von Handelsverträgen ein Druck ausgeübt werden könnte. Namentlich wird der Weinzoll bei einem mit Frankreich neu abzuschließenden Handelsvertrage als Kompensationsobjekt benutzt werden; es wurde dieser Weinzoll bereits in Vorschlag gebracht für den Fall, daß Frankreich peremtorisch auf seinen Titres d'aquits-à-caution bestehen sollte. Man will wissen, daß die Mehrheit der verbündeten Regierungen die vom Reichskanzler in Aussicht genommenen zollpolitischen Vorlagen unterstützen wird.

— Nachdem zwischen den Ministerien der Finanzen und des Innern die Verhandlungen über das Kommunalsteuergesetz ihren Abschluß gefunden, wird über die Frage, ob das ausgearbeitete Kommunalsteuergesetz dem Landtage bereits in seiner bevorstehenden Session vorzulegen sei, in einer der nächsten Sitzungen des Staatsministeriums, welches mit dieser Frage jetzt beschäftigt ist, entschieden werden. Wie wir hören, neigt im Finanzministerium die Ansicht dahin, das Kommunalsteuergesetz unter wesentlicher Berücksichtigung der Kommissionsbeschlüsse des Abgeordnetenhauses aus der letzten Session, dem Landtage zur Genehmigung zu unterbreiten. Auch die streitige Frage, ob der Fiskus zu den Kommunalsteuern heranzuziehen sei, dürfte durch einen Kompromißvorschlag ihre Lösung finden.

— Die Bestätigungs-Urkunde des Herrn von Forckenbeck zum Ober-Bürgermeister von Berlin ist unter dem 25. Oktober durch den Kronprinzen im Auftrage des Kaisers vollzogen worden. Wir hören, daß man gerade in Stadtverordnetenkreisen darauf besteht, Herr v. Forckenbeck möge nicht nur sein Reichstagsmandat, sondern auch das Präsidium des Reichstags beibehalten, da er gerade in dieser hervorragend politischen Stellung der Kommune Berlin wesentliche Dienste zu leisten im Stande sein wird.

Ausland.

Wien, 1. November. Nach dem Ergebniß der gestrigen Delegirtenwahlen, die nicht im Plenum, sondern wie vor der Wahlreform in antiquirter Weise noch in Kronlandsgruppen vorgenommen werden, kann Graf Andrassy auf eine Majorität von drei bis vier Stimmen in der Delegation des Abgeordnetenhauses rechnen, wozu dann noch sämmtliche zwanzig Stimmen des Herrenhauses kommen. In der ungarischen Delegation ist er der Majorität vollständig sicher, so daß sich also der fernere Verlauf der Reichspolitik, soweit es sich um die Indemnität der Reichsvertretung handelt, ohne Mühe prognostiziren läßt. Was dagegen die Wege anbelangt, welche Graf Andrassy gegenwärtig wandelt, und seine weiter gesteckten Ziele, so ist das Licht sehr spärlich das auf dieselben fällt; darüber sind allerdings Alle, welche sich nicht am Oberflächlichen halten, einig, daß die Richtung stark vom Dreikaiserverhältnisse wieder abführt. Der Graf scheint sich wieder in den Geleisen zu bewegen, welche nach dem Frieden von St. Stefano zu jener folgenreichen Depesche führten, in welcher er von dem Petersburger Kabinet offizielle Aufklärung über die in St. Stefano verabredeten Punktationen verlangte; man weiß, daß Oesterreich damals gewissermaßen im Namen Europas, zunächst aber wohl auf Ermuthigung von jenseits des Kanals her Rußland zur Rechenschaft aufforderte, als ob nie vorher intimere Beziehungen zwischen den Höfen von Petersburg und Wien bestanden hätten. So formell, als die Anfrage erfolgte, lautete bekanntlich die Antwort. Die Situation sieht heute verzweifelt ähnlich aus, da ja absolut nicht zu leugnen ist, daß auf der Balkanhalbinsel stark an der Reintegrirung jenes Paktes gearbeitet wird, nur daß diesmal England die Initiative selbst ergriffen hat. Daß Graf Andrassy mit derselben einverstanden ist, ohne daß deswegen gerade ein förmlicher Depeschentausch stattgefunden haben müßte, das scheint außer Frage zu stehen. Der Umschwung in der Stimmung der liberalen Partei zu Pest soll nicht zum mindesten der unverblümten Erklärung des Ministers zu verdanken sein, was auch immer sich ereignen möge, die Russen müßten im Frühjahre stipulationsgemäß Bulgarien räumen. Wie die Konstellationen sich bis dahin noch gestalten werden, mag man abwarten. Im Rathe zu Livadia ist das letzte Wort noch nicht gefallen und die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Graf Schuwalow die Dinge wieder ins Vertragsgeleise lenkt. Sollte diese Wendung ausbleiben, denn würden allerdings die Kombinationen von einer Annäherung der Westmächte und Oesterreichs, die heute auf gut Glück hin in die Welt gesetzt werden, Fleisch und Blut gewinnen; an vorgehenden Erörterungen vertraulichster Natur wird es nicht gefehlt haben, bei denen allerdings Graf Beust nicht mehr betheiligt ist.

Während die Großen an dem Webstuhl der Zeit arbeiten, spinnen auch die Kleinen ihre Fäden weiter. Die Verhandlungen zwischen Serbien und Griechenland werden seltsamerweise hier durch den Fürster Ypsilanti und einen serbischen Delegirten geführt. Kommt die bulgarische Frage noch einmal zu blutiger Verhandlung, so werden selbstverständlich auch wieder alle anderen aufgerührt, denn nicht nur der eine Artikel des Berliner Vertrages, der ganze Pakt wird hinfällig. Und hierauf geht eben leider die allgemeine Spekulation, anstatt naturgemäß auf die Ausführung desselben. Wer dabei gewinnt und wer verliert, muß man abwarten.

Paris, 2. November. Seit gestern Abend ist die Seine um 56 cm. gestiegen, die Schifffahrt aber noch nicht unterbrochen. Das Wetter ist schön und kalt.

Die neuesten Nachrichten [illegible], daß das gelbe Fieber St. Louis und das erste Arrondissement der französischen Kolonie erreicht hat und die Zahl der vom 15.—25. Oktober Gestorbenen 150 übersteigt; auch 3 Aerzte befanden sich unter den Gestorbenen.

Mehrere höhere Beamte der Polizeipräfektur und 5 Polizeikommissare, die ihrer bonapartistischen Gesinnung wegen bekannt sind, wurden verabschiedet.

Die französische Gesellschaft zur Pflege der Verwundeten in Heer und Flotte ließ diesen Morgen in der Kirche St. Philippe du Roule ein Todtenamt für die im letzten Kriege Gefallenen abhalten, wobei die Minister für Krieg und Flotte durch Ordonnanz-Offiziere vertreten waren.

Gestern wurde die Ausstellung von 161,325 Personen besucht; die Einnahme betrug 97,780 Francs.

Die „Défense" eifert gegen die Orleanisten im Senat, welche wollen, daß der Senat Schweigen beobachte; der Senat müsse aber, meint das streitbare Blatt, den Kampf gegen die Regierung mit Eifer fortsetzen, um den Konservativen wieder Muth zu machen.

Paris, 2. November. Die „Rep. Franc." veröffentlicht ihre erste Subskriptionsliste für die Senatorwahlen, die sich auf 81,136 Francs beläuft. Ein Gutsbesitzer Recipon unterzeichnete 50,000, 2 andere Personen 10,000, Deputirter Menier 5000 Francs. Man glaubt, daß die parlamentarische Session nur bis zum 5. oder 10. Dezember dauern wird. Da die Minister mit dem Budgetausschuß der Deputirtenkammer einig sind, so kann die Berathung am 25. d. beendet sein.

Provinzielles.

Stettin, 4. November. Unsere kommunalen Kämpfe, so heftig sie auch *vor* der Wahl gewesen sein mochten, hatten bisher wenigstens den einen Vorzug, daß sie mit dem Tage der vollzogenen Wahlschlacht auch beendet waren, und die sich eben noch bekämpfenden Parteien sofort nach der Entscheidung wieder in Ruhe mit einander zu leben pflegten. Erst diesmal bei dem Kampfe um die Feuersozietät klappt Jemand mit einem persönlichen Angriffe im „General-Anzeiger" gegen den Führer der Majorität, Herrn Buchdruckereibesitzer R. Graßmann, nach. Wir hatten bereits Gelegenheit, das durchaus entgegenkommende und loyale Verfahren der Minorität bei dieser Angelegenheit lobend anzuerkennen, wir hatten aber auch leider Veranlassung, den mephistophelischen Rath, welchen ein in der „Neuen Stettiner Zeitung", der „Ostsee-Zeitung" und im „General-Anzeiger" erschienenes anonymes Inserat, das nur die Unterschrift „Mehrere Hausbesitzer" trug und das der Minorität empfahl, nun, da die Sache nicht nach ihrem Kopfe ging, sich überhaupt der Abstimmung zu enthalten und so auch die Gegner womöglich beschlußunfähig zu machen, gebührend kennzeichnen zu müssen. Wir hatten ein solches Verfahren als unwürdige „Schliche und Kniffe" bezeichnet. Und in der That war denn auch der *Unwille* über diesen Rath ein so *allgemeiner*, daß die eigenen Parteigenossen des oder der Einsender, daß fast die ganze Minorität einmüthig dagegen protestirte, daß man ihr die Urheberschaft dieses Inserats zuschöbe, daß sie vielmehr einen *einzigen* Hausbesitzer als den Verfasser bezeichnete, mit dessen Auftreten sie durchaus nichts zu thun haben wolle, daß sie nicht nur dem gegebenen Rathe in keiner Weise folgte, sondern sich vollzählig an der Abstimmung betheiligte, ja, daß etwa 70 Stimmen, welche am Tage vorher *gegen* die Graßmann'schen Anträge abgegeben waren, diesmal, wohl nur, um gegen jenes Inserat zu demonstriren, *für* dieselben stimmten. So allgemein daher auch die *Verurtheilung* dieses Schrittes eines Einzelnen oder vielleicht eines Paares der Gegner, die sich die volltönende Unterschrift „Mehrere Hausbesitzer" beigelegt hatten, gewesen ist, so haben die traurigen Lorbeeren derselben einen andern Anonymus, der diesmal die Unterschrift „Viele Hausbesitzer" führt, nicht schlafen lassen. Auch diesmal scheint also ein Einzelner es sich angelegen sein zu lassen, nicht nur sich, sondern auch Andere mit seinem Machwerk kompromittiren zu wollen. Denn so sehr der Herr auch auf die „Schliche und Kniffe" schimpft, daß diese seine Unterschrift „Viele Hausbesitzer" ebenfalls nur so ein armseliger „*Kniff*" ist, sieht Jeder auf den ersten Blick. Es ist ja so bequem, den völlig isolirten Standpunkt eines Einzelnen hinter einer volltönenden Unterschrift zu verbergen und damit zugleich noch den Mangel an eigenem Muthe verdecken zu können. Eine Mehrzahl hätte sich schwerlich zu solchen *Lügen* hergegeben, wie sie der Verfasser aufzutischen wagt. Da heißt es zuerst, Herr R. Graßmann schimpft auf die Minorität. Das ist *unwahr*. Herr R. Graßmann ist erstens überhaupt *nicht* der Verfasser des angezogenen Artikels und sodann zweitens schilt jener Artikel keineswegs auf die Minorität als solche, sondern nur auf die *Unterzeichner* jenes Inserats, es ist in dem ganzen Artikel stets nur von „dem Theile der Gegner, die jenes Inserat publizirten", von „diesen Herren" die Rede, es wird ausdrücklich betont, daß *nicht alle* Gegner von solchen Motiven sich leiten lassen.

Ferner wird von dem Einsender *gelogen*: „Herr Graßmann habe Herrn Schlutow als *Schutzzöllner* ausgegeben. Das ist gleichfalls *unwahr*. Herr Graßmann hat Herrn Schlutow *nie* als Schutzzöllner bezeichnet, es wäre das wirklich auch ein *Kunststück* gewesen, da der Stadtrath Schlutow in seinem Programme, auf Grund dessen er gewählt wurde, mit klaren Worten sagt: „Das Prinzip des *Freihandels*, dem Stettin seine Größe verdankt, bedarf dringend der Wahrung."

Ferner wird von dem Einsender *gelogen*, Herr Graßmann habe den Wählern etwas vorgeredet, als er sagte, Herr Dr. Delbrück sei *für indirekte* Besteuerung. Herr Delbrück sagt aber in seinem an die Jenenser Wähler gerichteten Schreiben ganz ausdrücklich: „Ich werde eintreten für „die finanzielle Selbstständigkeit des Reiches und „zwar auf dem Wege der *indirekten* Steuern."

Und so gehen denn die Entstellungen und Unwahrheiten weiter, die der Einsender Herrn Graßmann andichtet. Man wird nach den mitgetheilten Proben wohl nicht verlangen, daß wir uns noch weiter mit den Ausführungen desselben beschäftigen. Nur eine Bemerkung wollen wir uns noch gestatten. Wenn der Einsender wüßte, in welcher Weise man sowohl in Regierungs- wie in Reichstagskreisen das Verfahren des Herrn Dr. Delbrück gegen seine früheren hiesigen Wähler beurtheilt und wie hart man sich darüber äußert, so würde derselbe vielleicht finden, daß Herr Graßmann noch ziemlich glimpflich mit Herrn Dr. Delbrück umgegangen. Wir lassen daher weitere Expektorationen jenes Herrn Einsenders auf sich beruhen, hat ja das ganze Schriftstück wohl nur das Licht der Welt erblickt, um den unangenehmen Eindruck, welchen das erste Inserat mit seinem unqualifizirbaren Rathe in allen Kreisen unserer Stadt machte, einigermaßen im Interesse der Partei zu verwischen. Freilich scheint uns der eingeschlagene Weg nicht eben der richtige zu sein, um dieses Ziel zu erreichen.

Stettin, 4. November. In Preußen werden bekanntlich auf Grund des Gesetzes vom 11. Juli 1822 die „Staatsbeamten und Kommunalbeamten" zur direkten Gemeinde-Einkommensteuer nur theilweise herangezogen. Wie Berliner Blätter melden, soll in dem neuen Entwurfe eines Kommunalsteuergesetzes entweder die theilweise Befreiung der Beamten von den Gemeindeabgaben beibehalten oder den Beamten im Falle der Aufhebung der bisherigen gesetzlichen Bestimmungen eine entsprechende Entschädigung gewährt werden.

— Dem Lehrer **Bolduan** zu Runow im Schlawer Kreise ist das Allgemeine Ehrenzeichen verliehen.

— Nach den Bestimmungen des Gesetzes für die Schonzeit des Wildes vom 26. Februar 1870 dürfen im Monat November geschossen werden: Männliches und weibliches Roth- und Dammwild, Wildkälber, Rehböcke, Ricken, der Dachs, Hasen, Auer-, Birk- und Fasanenhähne und Hennen, Enten, Trappen, Schnepfen, Sumpf- und Wasservögel, Rebhühner, Haselwild und Wachteln. Dagegen sind mit der Jagd zu verschonen: Rehkälber.

— Den Provinzialbehörden ist von maßgebender Seite die Weisung zugegangen, auf Grund des § 11 des Gesetzes über die Polizeiverwaltung dahingehende Bestimmungen zu treffen, daß Derjenige, welcher ohne Genehmigung Fahnen und Flaggen in anderen als den deutschen Reichs- und Landesfarben öffentlich aushängt, ausstellt oder trägt; ferner wer Symbole oder sogenannte Freiheitsbäume, welche geeignet sind, die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu gefährden, öffentlich ausstellt, oder wer Kokarden, Bänder und Abzeichen in anderen als in den Farben des Landes öffentlich trägt, welchem er nach seiner Staatsbehörigkeit angehört, zur Strafe gezogen wird.

— Der Brettschneider Gottlieb Flegel aus Schivelbein traf gestern Vormittag mit der Bahn hier ein und übergab am Bahnhof seine Sachen zwei Burschen zum Tragen. Später ging er mit denselben noch aus, um sich die Stadt anzusehen, aber plötzlich waren seine Begleiter verschwunden und mit ihnen aus der Tasche des Flegel ein Portemonnaie mit 27 Mk. Heute Morgen wurden die Burschen **Bachhaus** und August **Diemer** als dieses Diebstahls dringend verdächtig verhaftet.

— Am 31. v. M. sind einem Handelsmann aus Pyritz von seinem Planwagen, welchen er in einem Gasthofe der großen Lastadie eingestellt hatte, Leinenwaaren im Werthe von 142 Mk. gestohlen.

— In der Nacht vom Donnerstag zum Freitag wurden dem Fuhrherrn Korn resp. dessen Sohn aus einem Pferdestalle auf der Galgwiese eine silberne Cylinderuhr, ein Paar Stiefel, ein Hut und mehrere Pferdedecken im Gesammtwerthe von M. 55,50 gestohlen.

Greifswald, 1. November. Bei der gestrigen Immatrikulation wurden 43 Studenten immatrikulirt. Der augenblickliche Bestand unserer Universität vertheilt sich auf die vier Fakultäten in folgender Weise: theologische Fakultät 52, juristische 77, medizinische 223 und philosophische 142, in Summa 494 gegen 530 des vorigen Semesters. Da noch eine größere Anzahl von Studirenden angemeldet ist, ohne bisher immatrikulirt zu sein, läßt sich annehmen, daß unsere Universität ungefähr dieselbe Frequenz, wie im vorigen Semester, aufweisen wird. — Mit Beginn des Wintersemesters sind an hiesigem Gymnasium zwei neue Lehrer eingetreten, und zwar die Schulamtskandidaten Herr Christ von hier und Herr **Isberer** aus **Stettin**; Letzterer hat die Lektionen des pensionirten Oberlehrers Dr. Heckermann übernommen.

Stolp, 2. November. Das gemeldete Attentat entpuppt sich erfreulicher Weise als ein Ereigniß viel harmloserer Natur, indem nach angestellten polizeilichen Ermittelungen festgestellt worden ist, daß das im Zimmer des altstädtischen Pfarrhauses vorgefundene Geschoß keiner Feuerwaffe entflogen ist, vielmehr wahrscheinlich vermittelst einer Schleuder (ein bekanntes Spielzeug für Knaben) durch die Fensterscheibe in das Zimmer geschnellt ist. Der verhängnißvolle Schuß löst sich also in einen groben Unfug auf.

Vermischtes.

— Dieser Tage ist ein interessantes Buch „Fürst Bismarck und seine Leute während des Krieges 1870" erschienen. Sein Verfasser ist Dr. Moritz Busch, der sich in Frankreich in der Begleitung des Grafen Bismarck zum Zweck von allerlei literarischen Hülfsleistungen befand und viel von dem, was er hörte, sorgsam zu Papier brachte. Busch's Aufzeichnungen sind überaus werthvoll, denn sie geben Aufschlüsse, die nur eben Jemand machen kann, der, wie Busch, volle sieben Monate Tag für Tag mit dem Reichskanzler verkehrte, für ihn arbeitete, an seinem Tische aß und in seinem Quartier schlief. Das Interessanteste an dem Buch sind Bismarck's Urtheile über Zeitgenossen, über Fürsten, Diplomaten, Gelehrte, Abgeordnete.

Wie nahe lag es, oft und ausführlich von Louis Napoleon zu sprechen. „Ich habe das schon vor sechs Jahren gesagt, wo mir's Niemand glauben wollte: Dumm und sentimental." — „Er ist," so bemerkt Fürst Bismarck ein andermal, „viel gutmüthiger, als man gewöhnlich glaubt, und viel weniger der kluge Kopf, für den man ihn gehalten hat."

„Das ist ja", wirft Lehndorff ein, „wie mit dem, was einer vom ersten Napoleon geurtheilt hat: eine gute Haut, aber ein Dummkopf."

„Nein," erwiederte der Kanzler, „im Ernst, Louis Napoleon ist trotz dem, was man über den Staatsstreich denken mag, wirklich gutmüthig, gefühlvoll, ja sentimental, und mit seiner Intelligenz ist es nicht weit her, auch mit seinem Wissen nicht. Besonders schlecht bestellt ist's mit ihm in der Geographie, obwohl er in Deutschland erzogen worden und auf die Schule gegangen ist, und er lebt in allerhand phantastischen Vorstellungen. Im Juli (1870) ist er drei Tage umhergetaumelt, ohne zu einem Entschlusse zu kommen, und noch jetzt weiß er nicht, was er will. Seine Kenntnisse sind der Art, daß er bei uns nicht einmal das Referendar-Examen machen könnte. Man hat mir das nicht glauben wollen, aber ich habe das schon vor langer Zeit ausgesprochen. 1854 und 1855 sagte ich es schon dem Könige. Er hat gar keinen Begriff davon, wie es bei uns steht. Als ich Minister geworden war, hatte ich eine Unterredung mit ihm in Paris. Da meinte er (1861), das würde wohl nicht lange dauern, es würde einen Aufstand geben in Berlin und Revolution im ganzen Lande, und bei einem Plebiscit hätte der König Alle gegen sich. Ich sagte ihm damals, das Volk baute bei uns keine Barrikaden, Revolutionen machten in Preußen nur die Könige. Wenn der König die Spannung, die freilich vorhanden wäre, nur drei bis vier Jahre aushielte — die Abwendung des Publikums von ihm wäre allerdings unangenehm und unbequem — so hätte er gewonnenes Spiel. Wenn er nicht müde würde und mich nicht im Stich ließe, würde ich nicht fallen. Und wenn man das Volk anriefe und abstimmen ließe, so hätte er schon jetzt neun Zehntheile für sich. Der Kaiser hat damals über mich geäußert: „Ce n'est pas un homme sérieux", woran ich ihn im Weberhause bei Donchery natürlich nicht erinnerte.

Es ist interessant, was Busch über den Einfluß von hohen Damen andeutet, der sich im Hauptquartier geltend gemacht hat. Man weiß nicht, welche Damen gemeint sind, aber sie gehören nicht zu Deutschland; sie werden nicht müde, dem Könige das Bombardement auf Paris zu widerrathen, das Bismarck energisch verlangt, ohne indeß durchzudringen. Die hohen Militärs lassen ihn im Stich; sie versehen ihn nicht mit Nachrichten, er ist oft ratlos. Dieser Stimmung giebt der Minister wiederholt in lauten Klagen Ausdruck. Unser Chronist ist nicht in der Lage, Alles zu sagen, was er weiß, seine amtliche Stellung im Auswärtigen Amt legt ihm Schweigen auf.

Busch fragte einmal nach der berühmten Bundestags-„Cigarrengeschichte". „Welche meinen Sie?" — „Die, wo Excellenz, als Rechberg Ihnen was vorrauchte, sich auch eine ansteckten." — „Thun wollten Sie sagen. Ja, das war einfach. Ich kam zu ihm, als er arbeitete und rauchte. Er bat mich, einen Augenblick zu verziehen. Ich wartete eine Weile. Als es mir aber zu lange dauerte und er mir keine Cigarre anbot, nahm ich mir eine und ersuchte ihn um Feuer, das er mir mit etwas verwundertem Gesichte auch gab. Aber es ist noch eine andere Geschichte der Art zu erzählen. Wer den Sitzungen der Militär-Kommission hatte, als Rochow Preußen beim Bundestage vertrat, Oesterreich allein geraucht. Rochow hätte es als leidenschaftlicher Raucher gewiß auch gern gethan, getraute sich's aber nicht. Als ich nun hinkam, gelüstete mich's ebenfalls nach einer Cigarre, und da ich nicht einsah, warum nicht, ließ ich mir von der Präsidialmacht Feuer geben, was von ihr und den anderen Herren mit Erstaunen und Mißvergnügen bemerkt zu werden schien. Es war offenbar für sie ein Ereigniß. Für diesmal rauchten nun bloß Oesterreich und Preußen. Aber die anderen Herren hielten das augenscheinlich für so wichtig, daß sie darüber nach Hause berichteten. Die Sache erforderte reifliche Ueberlegung und es dauerte wohl ein halbes Jahr, daß nur die beiden Großmächte rauchten. Da begann auch Schrenky, der baierische Gesandte, die Würde seiner Stellung durch Rauchen zu wahren. Der Sachse Nostiz hatte gewiß auch große Lust dazu, aber wohl noch keine Erlaubniß von seinem Minister. Als er indeß das nächste Mal sah, daß der Hannoveraner Bothmer sich eine genehmigte, muß er, der eifrig österreichisch war — er hatte dort Söhne in der Armee — sich mit Rechberg verständigt haben; denn er zog jetzt ebenfalls vom Leder und dampfte. Nun waren nur noch der Würtemberger und der Darmstädter übrig, und die rauchten überhaupt nicht. Aber die Ehre und die Bedeutung ihrer Staaten erforderten es gebieterisch, und so langte richtig das folgende Mal der Würtemberger eine Cigarre heraus — ich sehe sie noch, es war ein langes, dünnes, hellgelbes Ding — und rauchte sie als Brandopfer für das Vaterland wenigstens halb."

Moltke hat bei einer Sherrypunsch-Bowle tapfer ausgehalten und war vergnügter wie je gewesen. Jemand von Bismarck's Leuten bemerkte, der General sähe wirklich jetzt recht wohl aus. „Ja", erwiderte Bismarck, „das macht der Krieg — und besonders bei ihm. Es ist sein Gewerbe. Ich erinnere mich, wie er, als die spanische Frage brennend wurde, gleich zehn Jahre jünger aussah. Dann, wie ich ihm sagte, der Hohenzoller habe verzichtet, wurde er sofort ganz alt und müde. Und als die Franzosen sich damit nicht zufrieden gaben, war „Molk" auf einmal wieder frisch und jung."

Von Blumenthal sagte Bismarck: „Die Zeitungen erwähnen ihn, soweit man sieht, garnicht, obwohl er Generalstabschef des Kronprinzen ist und nächst Moltke bisher die größten Verdienste um die Leitung des Krieges hat."

Von Jules Favre hieß es, er hätte bei den Verhandlungen geweint. „Es ist wahr", bemerkte Bismarck, „er sah so aus und ich versuchte, ihn einigermaßen zu trösten. Wenn ich ihn mir aber genauer betrachtete — ich glaube ganz bestimmt, daß er nicht eine Thräne herausgebracht hatte. Er dachte vermuthlich, mit Schauspielerei auf mich zu wirken, wie die Pariser Advokaten auf ihr Publikum. Ich bin fest überzeugt, daß er in Ferrières auch weiß geschminkt war — besonders das zweite Mal. An diesem Morgen sah er viel grauer aus, um den Angegriffenen und tief Leidenden vorzustellen. — Es ist auch möglich, daß es ihm wirklich nahe geht, aber er ist kein Politiker, er sollte wissen, daß Gefühlsausbrüche nicht in die Politik gehören. Als ich was von Straßburg und Metz fallen ließ, machte er ein Gesicht, als ob das Scherz von mir wäre. Ich hätte ihm da erzählen können, wie mir einmal — wie heißt er gleich? — der große Pelzhändler in Berlin sagte. Ich ging mit meiner Frau hin, um nach einem Pelze zu fragen, und da nannte er mir für den, der mir gefiel, einen hohen Preis. — „Sie scherzen wohl?" versetzte ich. — „Nein", erwiderte er, „in's Geschäft nie."

Mit Favre auf die Wirkung des Bombardements zu sprechen kommend, erzählte Bismarck: „Vorgestern sagte mir Favre, die erste Granate, die in das Pantheon gefahren wäre, hätte der Statue Heinrichs IV. den Kopf abgerissen."

Bismarck-Bohlen fragte: „Das sollte wohl was Rühreudes sein?"

„Ach nein", erwiderte der Minister, „ich glaube vielmehr, er sagte es als Demokrat, es war der Ausdruck seiner Freude, daß es einem König passirt war." Bismarck fand in Versailles, daß Favre seit Ferrières „viel grauer geworden ist, auch dicker, vermuthlich von Pferdefleisch. Sonst aber sieht er aus, wie Einer der in der letzten Zeit viel Verdruß und Aufregung erlebt hat und dem jetzt Alles Wurscht ist. Uebrigens war er sehr aufrichtig und gestand zu, daß es schlecht gehe drinnen in Paris." Ein andermal erzählte Bismarck von Favre: „Ihm sind doch militärische Dinge schwer begreiflich zu machen. Er gefällt mir übrigens jetzt besser als in Ferrières; er sprach viel in langen wohlgesetzten Perioden. Oft brauchte man gar nicht aufzupassen, um zu antworten; es waren Anekdoten aus früherer Zeit, er versteht übrigens recht hübsch zu erzählen." „Favre ließ mir mehrmals merken, daß Frankreich das Land der Freiheit wäre, während bei uns der Despotismus herrschte. Ich hatte ihm z. B. gesagt, wir brauchten Geld und Paris mußte welches schaffen. Er dagegen meinte, wir könnten ja eine Anleihe machen. Ich erwiderte, das ginge nicht ohne den Reichstag oder den Landtag. Ach, sagte er, 500 Millionen Francs, die könnte man doch auch so kriegen, ohne die Kammer. Ich entgegnete: Nein, nicht fünf Francs. Er wollte es nicht glauben; aber ich sagte ihm, daß ich vier Jahre lang mit der Volksvertretung im Kriegszustande gelebt hätte, aber eine Anleihe ohne den Landtag aufzunehmen, das wäre immer die Barriere gewesen, bis zu der ich gegangen, und es wäre mir nie eingefallen, die zu überschreiten. Das schien ihn doch in seiner Ansicht etwas irre zu machen; er sagte nur, in Frankreich on ne se gênerait pas, doch kam er immer wieder darauf zurück, daß Frankreich ungeheuere Freiheit besäße. Es ist wirklich sehr komisch, einen Franzosen so sprechen zu hören und besonders Favre, der immer zur Opposition gehört hat. Aber so sind sie. Man kann einem Franzosen Fünfundzwanzig aufzählen — wenn man ihm dabei nur eine schöne Rede von der Freiheit und Menschenwürde hält, die sich darin ausdrücke, und die entsprechende Attitude dazu macht, so bildet er sich ein, er wird nicht geprügelt."

Man sprach davon, daß unter dem Kaiserreich besonders Morny sich darauf verstanden habe, mit allen Mitteln Geld zu machen, und der Kanzler erzählte: „Wie der Morny zum Gesandten in Petersburg ernannt worden war, kam er mit einer ganzen langen Reihe schöner eleganter Wagen an und alle Koffer, Kisten und Kasten voll Spitzen und Seidenzeug und Damenputz, wofür er als Botschafter keinen Zoll zu zahlen hatte. Jeder Diener hatte seinen eigenen Wagen, jeder Attachee oder Sekretär mindestens zwei und er selber wohl fünf oder sechs, und wie er ein paar Tage da war, verauktionirte er das Alles, Wagen und Spitzen und Modesachen. Er soll 800,000 Rubel dabei verdient haben. Er war gewissenlos, aber liebenswürdig — er konnte wirklich sehr liebenswürdig sein."

Genau so rückhaltlos wie über Franzosen äußerte sich Bismarck über deutsche Diplomaten und Gelehrte. Es war einmal in Versailles die Rede davon, daß beim König der russische Staatsrath Grimm allerhand wenig interessante Sachen von Louis Quinze und Louis Quatorze erzählt und daß der Weimaraner Fragen gestellt hätte, auf die Keiner recht zu antworten gewußt. „Bei Beantwortung solcher Fragen war Radowitz stark", fiel Bismarck ein. „Der gab dreist über alles Mögliche Auskunft, und damit erzielte er den größten Theil seiner Erfolge bei Hofe. Der wußte genau zu sagen, was die Maintenon oder die Pompadour an dem oder jenem Tage getragen hatte. Sie hatte das und das um den Hals, sie trug einen Kopfputz von Kolibri oder Weintrauben, sie hatte ein perlgraues oder papageigrünes Kleid an, mit den oder den Falbeln oder Spitzen — ganz genau, wie wenn er dabei gewesen wäre. Die Damen waren ganz Ohr über diese Toiletten-Vorlesung, die ihm so fließend abging."

Von Radowitz kam man auf Alexander von Humboldt. Von dem erzählte Bismarck: „Bei unserem hochseligen Herrn war ich das einzige Schlachtopfer, wenn Humboldt des Abends die Gesellschaft in seiner Weise unterhielt. Er las da gewöhnlich vor, oft stundenlang eine Lebensbeschreibung von einem französischen Gelehrten oder einem Baumeister, die keinen Menschen als ihn interessirte. Dabei stand er und hielt das Blatt dicht vor die Lampe. Mitunter ließ ers fallen, um sich mit einer gelehrten Bemerkung darüber zu verbreiten. Niemand hörte ihm zu, aber er hatte doch das Wort. Die Königin nähte in einem fort an einer Tapisserie und hörte gewiß nichts von seinem Vortrag. Der König besah sich Bilder, Kupferstiche und Holzschnitte und blätterte geräuschvoll darin, in der stillen Absicht augenscheinlich, nichts davon hören zu müssen. Die jungen Leute seitwärts und im Hintergrunde unterhielten sich ganz ungenirt, kicherten und übertäubten damit förmlich seine Vorlesung. Die aber murmelte, ohne abzureißen, fort wie ein Bach. Gerlach, der wie gewöhnlich auch dabei war, saß auf seinem kleinen runden Stuhle, über dessen Rand sein fetter Hinterer auf allen Seiten herabhing und schlief, daß er schnarchte, so daß ihn der König einmal weckte und sagte: „Gerlach, so schnarchen Sie doch nicht". Ich war Humboldt's einziger geduldiger Zuhörer, das heißt, ich schwieg, that, als ob ich seinem Vortrag lauschte, und hatte meine eigenen Gedanken, bis es endlich kalte Küche und weißen Wein gab. Es war dem alten Herrn sehr verdrießlich, wenn er nicht das Wort führen durfte. Ich erinnere mich, einmal war Einer da, der die Rede an sich riß, und zwar auf ganz natürliche Weise, indem er Dinge, die Alle interessirten, hübsch zu erzählen wußte. Humboldt war außer sich. Mürrisch füllte er sich den Teller mit einem Haufen — so hoch — (er zeigt es mit der Hand) von Gänsepasteten, fettem Aal, Hummerschwanz oder anderen Unverdaulichkeiten — ein wahrer Berg! — es war erstaunlich, was der alte Mann essen konnte. Als er nicht mehr konnte, ließ es ihm keine Ruhe mehr und er machte einen Versuch, sich das Wort zu erobern. „Auf dem Gipfel des Popokatepetel", fing er an; aber es war nichts, der Erzähler ließ sich seinem Thema nicht abwendig machen. — „Auf dem Gipfel des Popokatepetel, siebentausend Toisen über" — wieder drang er nicht durch, der Erzähler sprach gelassen weiter. — „Auf dem Gipfel des Popokatepetel, siebentausend Toisen über der Meeresfläche" — er sprach es mit lauter und erregter Stimme, jedoch gelang es ihm auch damit nicht, — der Erzähler redete fort wie vorher und die Gesellschaft hörte nur auf ihn. — Das war unerhört — Frevel! Wüthend setzte Humboldt sich nieder und versank in Betrachtungen über die Undankbarkeit der Menschheit, auch am Hofe. — Die Liberalen haben viel aus ihm gemacht, ihn zu ihren Leuten gezählt; aber er war ein Mensch, dem Fürstengunst unentbehrlich war und der sich nur wohl fühlte, wenn ihn die Sonne des Hofes beschien. Das hinderte nicht, daß er hernach mit Varnhagen über den Hof raisonnirte und allerhand schlechte Geschichten von ihm erzählte. Varnhagen hatte dann Bücher daraus gemacht, die ich mir auch gekauft habe. Sie sind erschrecklich theuer. Keudell meinte aber, für die Geschichte wären sie doch nicht zu entbehren? „Ja", erwiderte Bismarck, „in gewissem Sinne. Im Einzelnen sind sie nicht viel werth, aber als Ganzes sind sie der Ausdruck der Berliner Säure, in einer Zeit, wo es nichts gab. Da redete alle Welt mit dieser malitiösen Impotenz."

(B. B.-C.)

— In dem Hause des Reichskanzlers richtet man sich zu dem Familienfeste, das morgen und am Mittwoch dort gefeiert wird. Morgen, Montag Abend, findet der Polterabend der Komtesse Marie und des Legationssekretärs Grafen Rantzau statt und diesem folgt am Mittwoch die Hochzeit. Die Feier des Polterabends wird eine ziemlich großartige sein. Es sind zu demselben siebenhundertfünfzig Einladungen ergangen. Es wird dies zugleich die erste größere Festlichkeit sein, welche in dem neuen Palais des Reichskanzlers stattfindet. Es hat die gesammte hiesige diplomatische Welt, es hat die Hofgesellschaft und es haben die höheren Beamten des Reichskanzleramts und des auswärtigen Amtes Einladungen erhalten. Die Hochzeit dagegen wird ziemlich still von Statten gehen. Es sind nur 75 Einladungen zu derselben ergangen. Die Trauung findet im Hause statt; sowohl das Souper zum Polterabend, wie das Hochzeits-Diner ist in einem der renommirtesten Berliner Restaurants bestellt. — Vielleicht interessirt es unsere Leser auch, daß für das junge Paar eine Wohnung in der Voßstraße, mithin in der unmittelbaren Nähe des Reichskanzlerpalais, gemiethet ist, und zwar zum Preise von 3000 Mark. Wir wollen sogar zu Gunsten unserer neugierigen Leser indiskret genug sein, zu verrathen, daß das Einkommen des Grafen Rantzau, das 12,000 M. jährlich beträgt, durch eine Rente, welche der Fürst seiner Tochter in Höhe von jährlich 9000 M. ausgeworfen hat, auf 21,000 M. erhöht worden ist.

Telegraphische Depeschen.

Rom, 3. November. Der Erzbischof von Neapel bezog in Folge der nunmehr vollzogenen Einigung in der Patronatsfrage im Einverständniß mit der Regierung den erzbischöflichen Palast. Dagegen verließ der Kardinal Erzbischof Paruchi in Bologna die Stadt, um eine Begegnung mit dem Könige zu vermeiden.

Gestern, am Allerseelentage, wurde eine große Pilgerfahrt nach dem Grabe Victor Emanuels im Pantheon inscenirt. Zahlreiches Volk, Offiziere und Soldaten arrangirten eine großartige Blumenbekränzung.

London, 3. November. (D. M.-Bl.) Lord Salisbury erhielt eine russische Antwort auf die letzte englische Note. Diese Antwort erklärt bestimmt, Rußland werde den Berliner Vertrag ausführen und seine Truppen zu festgesetzter Zeit zurückziehen. Unvorhergesehene Ereignisse hätten die jetzigen Truppendispositionen bedingt, allein dies werde die Ausführung der Bestimmungen des Berliner Vertrages nicht ändern.